

## Ein Jahr, das in Erinnerung bleibt

2012/2013 habe ich ein Jahr lang in Tansania gelebt. Nachdem ich mir überlegte hatte, dass ein Auslandsjahr nach dem Abitur und vor dem Studium noch einmal genau das richtige für mich wäre, bewegte mich meine Online-Recherche dazu, mich bei der Deutsch-Tansanischen Partnerschaft e.V. (DTP) um die Aufnahme in dessen „weltwärts“-Programm zu bewerben. Neben einem weiteren Programm war das der DTP einzige, welches mich wirklich ansprach. Ganz kreative Texte für die schriftliche Online-Bewerbung verfasst, drei Minuten vor der Deadline abgeschickt - wurde ich nach Hamburg zu einem der beiden Auswahltagen eingeladen. Ich kann mich noch an den Moment erinnern als ich die Zusage telefonisch erhielt - in unserem Wintergarten machte ich riesige Freudensprünge und fing an zu tanzen.

Meine Großeltern und meine Mutter wussten zwar, dass ich mich um die Aufnahme beim Programm der DTP bemühte, nahmen meinen Wunsch jedoch nicht wirklich für voll. Erst als ich mitteilte, ich würde ein Jahr lang in Tansania verbringen, wurde gefragt, was ich da eigentlich anstrebte und die Familie gab mir etwas Kontra.

Insbesondere meine Großeltern hatten die abenteuerlichsten Ideen davon, was mir alles in Tansania widerfahren könnte.

Die erste Etappe des Jahres war der Kisuaheli-Sprachkurs. Dieser hat sehr geholfen, in die Grammatik der Sprache, und nicht nur oberflächlich, einzutauchen und ein erstes Gefühl für die Sprache zu gewinnen. Nicht zuletzt war es eine einwandfreie Möglichkeit mit Mitfreiwilligen warm zu werden und auch andere interessante Menschen kennen zu lernen. Während des Jahres habe ich mich oft an den Sprachkurs und die Worte unser Lehrer zurückerinnert, wenn ich mir unsicher war wie etwas in Kisuaheli am besten formuliert werden sollte. Obendrauf lernte ich, dass sich in der Innenstadt Hamburgs tückische Blitzer verstecken. Auch unser Vorbereitungsseminar in Flensburg empfand ich als sehr sinnvoll. Wir, alle Freiwillige, waren bis zum Hals hin gestopft mit Fragen, die wir uns von der Seele redeten. Rückblickend waren viele der Fragen recht witzig - ich hatte einfach keinen wirklichen Plan, was mich in Tansania erwarten sollte, versuchte die Seite auch noch möglichst weiß zu halten, um erst vor Ort anzufangen sie mit Farbe zu füllen. Dennoch wollte ich bestmöglich vorbereitet meine Reise antreten. Außerdem fand ich es richtig gut, dass das gesamte Seminar auf vegetarische Selbstversorgung ausgelegt war. Essen ist mittlerweile ein äußerst wichtiger, viel bedeutender als noch vor einem Jahr, Bestandteil meines Lebens geworden. Die Bio-Veggie-Versorgung in Flensburg war wahrscheinlich der erste Anstupser dafür.

Mein Tansaniajahr begann in mit unserer Ankunft in Dar Es Salaam, wo eine Woche Vorbereitung auf das kommende Jahr folgen sollte. Ein Teil unseres Ankunftsseminares

dort bestand aus Kisuaheli- und Kulturlehreinheiten, unterrichtet von einem sansibarischen Lehrer, mit dem wir viel und gut lachen konnten (natürlich haben wir auch gelernt!). Denn wenn Mwalimu Mussa erstmal anfängt zu lachen, bleibt einem gar nichts anderes übrig als miteinzusteigen – außerdem ein sehr hilfsbereiter und herzlicher Mensch. Unterkunft bot uns das Gelände der Uni Dar Es Salaam, in dessen Kantine wir auch ersten Kontakt zu tansanischer Küche aufnahmen und täglich lecker speisten. Ab und zu statteten uns ein paar Affen einen Besuch in unserem Wohnblock ab.

Mit beeindruckendem Geschick durchwühlten diese unseren Müll nach irgendetwas fressbarem. Ein weiterer Punkt unseres Seminares zielte darauf hinaus, weitestgehend auf sich allein gestellt zurecht zu kommen. So machten wir einige Stadtausflüge und erlernten dabei überlebensnotwendige Softskills wie Handyguthaben und Klopapier kaufen oder wie man mit dem Daladala (Bus) von A nach B kommt.

Als es Zeit wurde den ersten Obsteinkauf zu tätigen, ergatterte ich nach hartnäckigem Verhandeln vier riesige Bananen für gutes Geld. Ich war stolz auf mich und fühlte mich bestätigt.. bis sich diese grünen Bananen als Kochbananen entpuppten. Ich wusste nicht einmal das so etwas existiert. Später gab ich einer Köchin aus der Uni-Kantine die Kochbananen. Sie freute sich sehr darüber und bedankte sich gefühlte tausend Male. Ich fand's erstaunlich, wie etwas, das für mich einen so geringen Wert besitzt, jemand anders dermaßen erfreuen kann oder, dass die Geste an sich so geschätzt wurde. Außerdem besuchten wir das tansanische Nationalmuseum und die deutsche Botschaft. Eine Story eines Freiwilligen belächelte ich, als er erzählte, dass er einst bei einem vorherigen Tansaniabesuch in einem Restaurant statt "Chipsi mayai", "Chipsi malaya" bestellte: statt Pommes mit Ei, also Pommes mit Prostituierten. Kleiner, aber feiner Unterschied! Ich belächelte die Story bis ich in meine eigenen Kisuaheli-Fettmäpfchen stapfte. Statt einen "Schönen Tag" zu wünschen, rief ich eine Weile lang jedem Tansanier gegen eines Gespräches "Nette Küche!" hinterher. Ein andern Mal, als ich dann auch wirklich die Absicht hatte Kochbananen zu kaufen, bat ich anstattdessen um Kotzbananen. Eine kleine Silbe kann einen gewaltigen Unterschied machen!

Nach einer Woche gemeinsamer Vorbereitung – einer echt schönen Zeit – waren alle Freiwilligen sehr gespannt ihre Aufnahmeorganisationen nun endlich kennen zu lernen. Es hieß, dass ein Mitglied von TAREA Lake Zone, die Mwanza-Boys, David und mich, aus Dar Es Salaam abholen und nach Mwanza bringen sollte. Dieses Mitglied kam und als ich nach seinen Namen fragte, fand ich heraus, dass er auch gleichzeitig mein Gastvater ist. Zusammen mit noch zwei anderen Freiwilligen traten wir die fast 17-stündige Busreise in meine neue Heimatstadt an.

Etwa fünfzehn Minuten zu Fuß vom Stadtzentrum Mwanza's entfernt, auf einer der ersten Anhöhen des Hügelkamms, der Mwanza Downtown umgibt, führt ein schmaler

Stolperfahrt zu einem Haus mit betonierter Terrasse – mein damaliges Zuhause für etwa sieben einhalb Monate. Auf dem Weg dorthin kommt man an ein paar Kleinläden und an zwei Unterständen mit Holzgerüst vorbei, in denen man rund um die Uhr Kaffee und Tee trinkende, miteinander plauschende Männer aus der Nachbarschaft anfindet. Gelegentlich gesellte ich mich nach der Arbeit dazu, schlürfte für umgerechnet etwa 3 Cent einen Espresso und versuchte mich an den Männergesprächen zu beteiligen. Wenn ich anwesend war, waren “Wazungu” (weiße Menschen) stets ein beliebtes Thema. Relativ schnell fühlte ich mich in meinem damaligen neuen Zuhause sehr heimisch. Auf dem Heimweg begegnete ich nach den ersten paar Wochen fast immer Bekannte und Nachbarn mit denen ausgiebig Grußformeln ausgetauscht wurden und ich kurz schnackte.

Angelangt auf der Terrasse des Hauses der Familie Gema, hielt ich immer kurz ein und kündigte mit einem lauten “Hodi” meine Ankunft an. Daraufhin hörte ich jemanden “Karibu!” (Willkommen!) sagen und ich überschritt die Türschwelle. Unser altes Wohnzimmer war ein wahrer Tausendsassa! Dort wurde gesocialt, gearbeitet, gespielt, ferngesehen, gegessen, entspannt und geschlafen. Wer nicht gerade schlief oder unbedingt seine Ruhe brauchte, hielt sich im Wohnzimmer auf. Nur selten war kein Besuch von Familie, Freunden und Nachbarn da. Der nicht wirklich zum Rest der Innenausstattung passende Flatscreen-Fernseher an der Wand lief so gut wie den ganzen Tag. Obwohl niemand aus meiner Gastfamilie englisch-sprachige Filme wirklich verstand, wurden diese interessiert und mit Spannung verfolgt. Ansonsten bestand das Haus aus drei Schlafzimmern, eins davon teilte ich mir mit meinem Gastonkel. Im Haus selbst gab es kein fließend Wasser, jedoch gleich auf der Terrasse befindet sich ein Wasserhahn. Zudem wurde auf der Terrasse gekocht und Wäsche gewaschen. Zum Duschen holte man sich mithilfe von Eimern Wasser von draußen und schöpfte dieses über sich. Ich gewöhnte mich total schnell daran. Um meine damalige Gastfamilie vorzustellen: sie bestand aus dem Vater der Familie, Saleh, seiner Frau, Husna, seinem Bruder, Shabani, sein Neffe, Rajabu, und seinen Kindern Munira und Idi. Die ganze Familie ist muslimischen Glaubens. In den ersten Wochen wohnten zudem Husna's Schwester Doy und ein Hausmädchen namens Loveness bei uns, Doy ging dann allerdings auf ein Internat und Loveness, die ich sehr in mein Herz geschlossen hatte, kehrte zurück zu ihrer Familie. Sie war so ein guter Laune-Mensch und führte mich in die Basics der tansanischen Küche ein.

Mit Shabani teilte ich mir wie gesagt etwa sieben einhalb Monate ein Zimmer. Er ist 32 Jahre alt und bei einem anderen Bruder als Elektriker eingestellt. Wahrscheinlich ist er der gastfreundlichste Mensch, der mir jemals unter die Augen gekommen ist. Z.B.: Wenn ich Besuch über Nacht einlud, bestand er jedes Mal darauf, auf dem Fußboden im Wohnzimmer zu schlafen, um dem Gast ein Bett bieten zu können. Oder, wenn ich mit meinem noch verbesserungswürdigen Kisuaheli versuchte irgendetwas zu sagen und

mich kein Mensch verstand, setzte er sich mit mir hin bis die richtige Nachricht überkam. In meiner Gastfamilie sprach übrigens keiner fließend Englisch, nur Husna und Shabani waren einiger Brocken mächtig. Daher kam die Weltsprache auch erst nach dem Scheitern aller anderen Kommunikation zum Einsatz. Für die Anfangszeit hieß das vor allem: Kiswahili pauken. Ansonsten wäre ich gnadenlos versauert, was die Kommunikation betrifft.

Husna (29) kümmerte sich um Haus und Kinder, was alles andere als leichte Arbeit war. Oftmals ging sie nach mir ins Bett und wenn ich morgens aufstand, um zur Arbeit zu gehen, stand der heiße Chai (Tee) bereits auf dem Tisch. Sie war zudem eine ausgezeichnete Köchin!

Saleh (31) hatte Zuhause die Hosen an. Er arbeitet als Techniker bei Zara Solar, der größten Solarfirma ganz Tansanias (bei Zara Solar hatten wir anfangs auch eins unserer Büros). Wenn er mich morgens im Auto mit zur Arbeit nahm, lief jedes Mal der selbe Song: Tansanische Frauen sangen über Liebe und Saleh trällerte euphorisch mit. Oft legte er ein gewisses Grinsen an den Tag, welches einfach ansteckte. Manchmal sagte er auch irgendetwas zu mir, zu schnell um es zu verstehen, und grinste mich breit an. Darauf guckten mich Husna und Shabani nur beide kopfschüttelnd an und Sahabani sagte: "Do you remember, what I said? Do not follow Saleh. He's crazy!" - was auch immer das bedeuten mochte.

Munira ist 5 Jahre jung. Innerhalb der Woche ging sie, wie auch Rajabu, vormittags über zur Schule. Anfangs war sie sehr schüchtern mir gegenüber, fürchtete sich vor meiner Hautfarbe. Das legte sich jedoch schnell und nach einer Weile der Eingewöhnung kam sie gelegentlich zu mir und wollte mit mir spielen oder tanzen.

Idi, Saleh's eineinhalb Jahre alter Sohn, ist seinem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten, fand ich zumindest. Sein junges Alter hinderte ihn allerdings keineswegs die ganze Familie auf Trab zu halten. Wenn er nicht genau das bekam, was er wollte, fing er lauthals an zu schreien und zu weinen. In der ersten Zeit kam der kleine Racker bei mir auch damit durch, ich gab klein bei und opferte, was auch immer sich grade in meiner Hand befand. Wenn ich dann aber so tat, als ob ein Stück Taschentuch o.ä. von extrem hoher Wichtigkeit sei, gab er sich auch damit zufrieden. Für eineinhalb Jahre konnte der Kleine außerdem schon richtig gut tanzen – ist irre wie er mit Beinen wackelte! Manchmal klopfte er auch an meine Zimmertür und rief ganz lieb "Hodi!" bis ich ihm die Tür öffnete. Ich kann mich noch entsinnen: Ich kam ich nach einem anstrengenden Arbeitstag nach Hause und wollte einfach nur noch meine Ruhe. Als er mich dann zum ersten Mal mit meinem Namen begrüßte, waren alle Anstrengungen vergessen. Er war schon ein echt süßer Fratz.

Dann wäre da noch Rajabu. Dafür, dass er in der Familie leben und in Mwanza zur Schule gehen durfte, half er ungemein viel im Haushalt, manchmal zu viel meiner Ansicht nach.

Anfangs vermisste ich eins vor allem: eine Waschmaschine. Wenn Wäsche waschen mal wieder anstand, brauchte ich dafür mindestens 2 Stunden. Hinzu kam ein kleiner Plagegeist namens Idi, dessen einziges Ziel es zu sein schien aus den 2 Stunden 3 zu machen. Nach dem Waschen war ich auch immer total fix und foxy. Da überlegte man sich es doch noch einmal, ob man das selbe Shirt nicht 2 – 3 Tage lang anziehen kann.

Alles in allem fühlte ich mich sehr wohl und heim in meiner Gastfamilie. Ich vertraute ihr vollkommen und das gab mir eine gewisse Sicherheit. Es gab einfach so viele kleine Momente, die einfach herrlich waren wie z.B., wenn Shabani in einer Ecke des Wohnzimmers saß, Computer spielte, gleichzeitig Musik über Kopfhörer hörte und die Melodie, bewusst oder unbewusst, laut mitbrummte. Zuhause hatte sich zudem für mich der Name "Master Chris" durchgesetzt, womit ich mich im übrigen sehr gut anfreunden konnte.

Mir gefiel es sehr in eine tansanische Gastfamilie zu gehen anstatt in irgendein anderes Wohnverhältnis. Dadurch, dass ich mit meiner Gastfamilie so viel zusammen hockte, konnte ich mich ziemlich gut in die Sprache einfinden, in den muslimischen Glauben reinschnuppern, Familienleben erfahren und ganz wichtig Leuten vertrauen. Wenn man mich fragte, wie Voluntäre untergebracht werden sollten: tansanische Gastfamilien und zwar nicht zusammen mit dem Mitfreiwilligen. Durch den Bezug zu meiner Gastfamilie konnte ich, meiner Meinung nach, besser eine Idee vom tansanischen täglichen Leben erfahren als viele meiner ebenfalls ausländischen Freunde, die den gesamten Zeitraum ihres Tansaniaaufenthalts separat von Einheimischen hausten.

Während meines Jahres in Tansania war ich Freiwilliger von TAREA Lake Zone, einer Zweigstelle der tansanischen NGO TAREA, welche sich das Vorankommen von Erneuerbaren Energien zum Ziel gesetzt hat. Außer dem Fischerlampenprojekt, welches ich als meinen Arbeitsschwerpunkt verstand, verkauften wir am Anfang des Jahres Solar-Studylamps an Schüler, unterstützten einen ehemals „weißen Vater“ beim Aufbau einer 1,5kW Peak Inselanlage für eine Dispensary und griffen anderen Projekten, die sich im Rahmen des Klimaschutzes befanden, unter die Arme.

Ein Projekt, welches bereits seit der ersten Freiwilligengeneration von TAREA Lake Zone existiert, zielt darauf hin, lokalen Fischern das Fischen mit solargeladenen Lampenbojen zu ermöglichen. Zum besseren Verständnis erläutere ich kurz die traditionelle Fangmethode des "Dagaa", einem etwa 10 Zentimeter großen Fisch, welcher sich wegen seiner guten Erhältlichkeit und seiner Nährhaftigkeit als eines der Hauptnahrungsmittel, vor allem im Einflussgebiet des Victoria-Sees, etabliert hat. Ein Fischerboot mit einer Besatzung von drei bis vier Fischern fährt nachts auf den See hinaus und platziert im

Abstand von etwa 100 - 150 Metern jeweils eine der vier selbstgebauten Holzflöße, auf welche herkömmliche Kerosin-Lampen befestigt sind – der Köder. Wie dieser Köder den Dagaa genau anlockt – da gehen die Expertenmeinungen auseinander. Einige Fischer behaupten, dass das Licht der Kerosin-Lampe den Dagaa direkt anlockt und sich dadurch Schwärme des kleinen Fisches im nahen Umfeld der Boje anscharren. Andere sagen, dass das Licht Insekten und andere Kleinviecher anlockt, für welche sich wiederum der Dagaa interessiert. Welche Theorie nun auch die richtige sein mag oder es eine Mix aus beiden ist - die Methode funktioniert. Nach dem Platzieren der Boje und etwas Warten umkreisen die Fischer unter Einsatz von Holzstechpaddeln die Boje mit erstaunlicher Schnelligkeit und werfen ihr Netz in einem Radius von etwa 7 – 10 Metern um die Boje aus, welches nach Vollendung einer ganzen Umrundung ins Boot wieder eingezogen wird und die Fischchen sozusagen ins Trockene gebracht werden. Dabei wird der untere Teil des Netzes als erstes eingeholt, sodass es für die kleinen Fische kein Entkommen gibt. Natürlich gibt es auch motorisierte Fischerboote, bis auf einmal hatte ich allerdings nur das Vergnügen Stechpaddler zu begleiten.

So stechen die etwa 22.000 Fischer des Lake Victoria, sobald die Sonne hinter dem Horizont verschwunden ist, in den See und kehren im Anbruch der Morgenröte zurück, um den frischen Fisch an schon am Ufer wartende, willige Käufer zu liefern. Einmal haben David und ich das Binnenmeer mit einer Nachtfähre durchfahren. Weit draußen auf dem riesigen Gewässer kann es leicht passieren, dass man oben und unten verwechselt – tausende kleine Lichter, wo das Auge hinschaut. Dagaa-Fischen ist harte Arbeit, welche sich für die Fischer aber auch durchaus rentieren kann, vorausgesetzt die Fischer besitzen eigene Ausrüstung wie Boot, Paddel, Boje und Netz. Ansonsten ist es oft der Fall, dass Fishing-Camps die komplette Ausrüstung samt Kerosin stellen, nur die Arbeitskraft der Fischer anmieten und dafür den gesamten Fang einkassieren. In dem Fall bleibt für den im wahrsten Sinne des Wortes armen Fischern nur ein Hungerlohn übrig. Wenn ich übrigens Gehaltsgrößen relativiere, meine ich das im Bezug auf andere lokale Gehälter. Selbstverständlich sind diese nicht mit deutschen Größen vergleichbar.

Täglich werden schätzungsweise 40t Kerosin fürs Dagaa-Fischen verheizt. Das Kerosin verursacht in der Summe riesige Treibhausgas-Emissionen und Wasserverschmutzung, was sehr beunruhigend ist, wenn man bedenkt wie viele Menschen von der Wasserquelle Lake Victoria abhängig sind und die Folgen des Klimawandels in jetzigen Tagen betrachtet, ganz zu schweigen von den Naturkatastrophen von morgen. Hinzu kommt, dass die Benutzung von Kerosin gesundheitliche Risiken für die Fischer birgt und dessen Kosten nicht einen ungeringen Anteil des Gehalts der Fischer ausmacht.

An diesem Punkt kommt die Zusammenarbeit der Schwesterstädte Mwanza und Würzburg in Kooperation mit TAREA Lake Zone ins Spiel. Ein paar Würzburger haben sich ein simples Lampenbojensystem überlegt, welches aus einer herkömmlichen

Autobatterie, einer LED-Lampe und einem wasserundurchlässigen Edelstahlgehäuse besteht, welches Batterie und eingeschlossene Luft beinhaltet, sodass der Auftrieb der Boje gewährleistet ist. Die Bojen können an eine solare Ladestation, bestehend aus insgesamt vier 210 Watt Panelen, angedockt werden und so für die nächste Fishing-Tour im Sonnenschein des Tages aufgeladen werden. Das gesamte System wurde in Würzburg entworfen, aufgebaut, getestet, wieder abgebaut und anschließend für dessen künftige Nutzung nach Mwanza geschafft. Der Transport nach Dar Es Salaam via Schiff dauerte drei Wochen, der von Dar nach Mwanza ganze drei Monate und kostete ein Vielfaches des Überseeversands. Ursprünglich war angedacht, dass unsere Vorgänger die solare Aufladestation mitaufbauen.

Unter den gegebenen Umständen war es der Fall, dass mein Mitfreiwilliger, David, und ich zusammen mit einem der Köpfe aus Würzburg alle Einzelteile des Systems an den Platz der Wahl transportierten und aufbauten – für mich ein aufregendes und sehr interessantes Unterfangen. Mit Freude habe ich mitgenommen, dass man nicht ein studierter Ingenieur sein muss, um eine solche Anlage zu implementieren und vor allem zu verstehen, sondern, dass interessiert Zuhören und ein wenig Köpfchen anstrengen bereits zu vielem verhelfen kann. Das System bietet insgesamt acht solare Bojen, die alle gleichzeitig tagsüber aufgeladen werden können.

Nach vollendetem Aufbau der Anlage und der Einweisung der künftigen Verleiher der Bojen hieß es warm Anziehen und raus auf den See, um zusammen mit lokalen Fischern die Bojen das erste Mal auf Funktionalität und Fangtauglichkeit zu testen. Der Fang in dieser Nacht sah sehr mau aus und wir befürchteten bereits, dass die Bojen sich nicht im direkten Vergleich mit den traditionellen Kerosin-Flößen behaupten könnten. Später in der selben Nacht stellte sich heraus, dass in dieser Nacht auch der Fang anderer Fischer nicht besser aussah. Wir atmeten wieder wohl auf. Es hieß, dass die Konditionen aufgrund von außergewöhnlichen Strömungen unter der Wasseroberfläche sich nicht zum Dagaa-Fischen geeignet hätten.

Neue Nacht, neues Glück. Dieses Mal blieben wir die gesamte Nacht draußen mit den Fischern und begleiteten diese auf einem Beiboot. Die überraschend kühle Nacht zerterte sehr an unseren Kräften. Jeder von uns schlief zu irgendeinem Zeitpunkt sitzend mit dem Kopf zwischen den Beinen. Zwischen zwei Kandidaten tobte ein erbitterliches Schnarchduell. In dieser Nacht nahm jedes Fischerboot jeweils zwei Solar- und zwei traditionelle Bojen mit. Der Fang der verschiedenen Systeme wurde im Boot separiert, sodass ein direkter Vergleich uns ersichtlich werden sollte. Das Resultat war das folgende: Der Fang der Solarbojen fiel bei allen Fischerteams etwas kleiner aus als der Catch der traditionellen – ein ernüchterndes Ergebnis, welches durch weitere Testdurchläufe in

anderen Nächten bestätigt wurde. Hinzu kam, dass uns eine Boje aufgrund eines winzigen Loches in der Edelstahlvermahlung beinahe abgesoffen wäre. Mir machte Sorgen, welches Bild wir bei den Fischern hinterließen. Das Bild von Deutschen, die neue, komplizierte Technik hoch anpreisen, welche letztendlich nicht mit der traditionellen Fangmethode konkurrieren kann? Man muss zudem eingestehen, dass die Solarbojen recht sperrig und schwer sind, schätzungsweise 30 Kilogramm. Die Holzflöße der Fischer hingegen nehmen weniger Raum ein und belaufen sich auf etwa 3 Kilogramm – ein nicht unbedeutender Unterschied. Wir standen vor der Frage, wie das Projekt weiterlaufen sollte, wenn wir den Fischern keine Motivation liefern sollten, die Solarbojen zu benutzen. In der Tat kam es zu Komplikationen und Zeitverzögerungen neue Testdurchläufe zu organisieren, da sich die Fischer nach jener ernüchternden Feststellung sich unwillig zeigten, die Solarbojen weiterhin zu nutzen, obwohl deren Nutzung kostenlos war. Es stellte sich heraus, dass die meisten Fischer der Region aus Fischer-Camps kommen und das benötigte Kerosin von den Camp-Besitzern gestellt wird. Somit hatten wir ganz klar unsere Zielgruppe verfehlt, da wie oben beschrieben die Fischer somit keinerlei Profit aus der Nutzung der Solarbojen ziehen. Ganz im Gegenteil, sie liefern den Camp-Besitzern weniger Fisch und muten ihren Rücken ganz neue Belastungen zu. Das Argument des Klimaschutzes und verminderter Wasserverschmutzung hat meines Erachtens nicht viel Gewicht bei den Fischern. Das kann ich auch sehr gut nachvollziehen, da manche Fischer sich eher den Schädel darüber zermartern die Familie mit einem Dach über dem Kopf, Essen und Wasser versorgen zu können, als was Kerosin womöglich für Auswirkungen haben könnte. Später wurden Fischer gefunden, die ihr eigenes Boot, Netz etc. besitzen und für welche die Nutzung der Solarbojen durchaus attraktiv ist, auch wenn der Fang ein geringerer ist, da die Kosten des Kerosins eingespart werden. Trotzdem standen wir immer noch vor dem ernüchternden Ergebnis, dass im direkten Vergleich mit den herkömmlichen Kerosinlampen, die Solarbojen es leider einfach nicht bringen – schwerer, sperriger, weniger Fang.

Am Gewicht und der Größe der Bojen ließ sich rütteln, da jeder Bestandteil einer Boje essentiell für dessen Funktionalität ist. Also machten wir uns Gedanken, wie wir mehr Fisch ins Boot ziehen können. Die Fischer brachten uns auf die zündende Idee: Den Bojen mangelt es bei weitem nicht an Lichtstromstärke, d.h. die LED-Scheinwerfer powern ordentlich und senden mehr Licht aus als Kerosinlampen. Das Übel liegt darin, dass die Scheinwerfer nur in eine bestimmte Richtung strahlen, wobei die Kerosinlampen hingegen Licht allseitig emittieren und somit einen bestimmten Radius um die Lampen herum erhellen. Warum beeinflusst dies den Fangerfolg? Bei Wind bewegen sich die Bojen und Holzflöße mit den Wellen. Sie klettern den Wellenberg hinauf und anschließend wieder herunter, ohne dabei ihre Position wirklich zu verändern. Bei den Bojen, dessen



Scheinwerfer auf eine bestimmte Wasserfläche ausgerichtet sind und diese erhellen, verändert sich mit jeder Berg- und Talfahrt die beleuchtete Wasserfläche. Mit anderen Worten: Der Dagaa, der soeben noch im Bann des Lichtes gefangen war, hockt plötzlich wieder im Dunkeln und kann der Lichtfalle entkommen. Bei den Kerosinlampen mit ihrer Rundumstrahlung wiederum verändert sich bei Wellengang lediglich der Radius der beschienenen Fläche. Die Lösung des Problems war simpler Natur: Den Reflektor senkrecht nach oben zu richten und mithilfe eines Reflektors das Scheinwerferlicht, ähnlich wie bei den Kerosinlampen, auf die Wasserfläche rings um die Bojen zurückzuwerfen.

Das Fishery Department Mwanza bestand darauf einen lokalen Techniker zu Rate zu ziehen. Im Gespräch mit dem Techniker stellte sich heraus, dass unsere Vorstellungen von dem, wie ein Reflektor für die Bojen aussehen könnte, weit auseinander lagen. Also einigten wir uns darauf, dass sowohl er als auch ich einen Reflektor bauen sollten. Obwohl wir den Entwurf des Technikers kritisch beäugten, entschieden wir die finanziellen Mittel dafür zur Verfügung zu stellen (sponsored by MWANZA e.V. Würzburg), sodass nicht der Eindruck entstehe, dass wir Weißen aus der Ferne in ein uns fremdes Land kommen und von oben herab diktieren, was gut und richtig sei.

Es hat mir einen Heidenspaß bereitet den Reflektor zu entwerfen. Klar war mir, dass dieser die Form eines auf den Kopf gestellten Chinahutes haben müsste. Nun galt es nur zu errechnen, welcher Außenwinkel des Kegels, angebracht in einer bestimmten Höhe über dem Scheinwerfer, eine Fläche mit dem Radius von zwei Metern um der Boje im Hellen erscheinen lässt. Als der Entwurf stand, tourte ich durch die Stadt und sichtete das Material, welches zum Bau des Reflektors zur Verfügung stand. Fündig wurde ich etwas außerhalb der Innenstadt an einem Ort, an dem morgens bis abends die Luft mit einer Geräuschkulisse erfüllt ist, wie Metall auf Metall kracht: Dutzende Männer saßen auf dem Boden, schweißgebadet und schlugen mit ihren Hämmern unermüdlich auf Blech ein. Das Ausgangsprodukt war altes, verdrehtes und verformtes Wellblech, welches unter tausenden von heftigen Hämmerhieben zu ansehnlichen Töpfchen, Woks usw. verarbeitet wurden. Vor den Männern die dort tagtäglich bei affiger Hitze sich abackerten ziehe ich meinen Hut. Muss eine Höllenarbeit sein. Der Umfang ihrer Arme ließ darauf schließen, dass sie die harte Arbeit gewohnt sind. Ich fertigte Schablonen aus Papier an und gab meinen metallenen Chinahut in Auftrag. Von dem, was ich für das Geld bekam, war ich schwer begeistert. Der jeweilige Handwerker hatte bis auf wenige Grad-Abweichung den gewünschten Winkel getroffen. Die Oberfläche des Kegels mit Sandpapier aufgekratzt, anschließend mit silberner Farbe versehen, eine Halterung aus dickem Alu-Draht angebracht – fertig war der Reflektor. Nicht schön, aber selten.

Die Stunde der Wahrheit kam. Wir statteten zwei Bojen mit dem Reflektor von dem lokalen Techniker und dem von mir aus. Noch ein paar Kerosinlampen zum Vergleich eingepackt

und dann ging es raus auf den See. Ich war aufgeregt wie ein kleines Kind, welches kurz davor steht ein brandneues Spielzeug auszuprobieren. Theoretisch hätte der Reflektor funktionieren müssen. Doch mir war auch bewusst, dass Theorie und Praxis zwei verschiedene Paar Schuhe sind. Als die Boje mit meinem Reflektor eingeschaltet wurde, erleuchtete die Spitze des Chinahutes in grell weißem Licht. „Jetzt müssen wir uns Gedanken machen, wie wir es vermeiden die Fischer mit dem Reflektor zu blenden.“ witzelte ein Fishery Officer neben mir im Beiboot. Um es kurz zu machen: Die Nacht war ein voller Erfolg. Die Fischerleute waren mit dem Reflektor zufrieden und meinten guten Fang erzielt zu haben. Der Reflektor des Technikers schnitt nicht gut ab. Dessen Reflektionseigenschaften waren schlecht und es wurde kaum Fisch damit gefangen.

Von Beginn an war das Reflektorenbasteln nur als Übergangslösung gedacht, bis MWANZA e.V. Würzburg richtige Reflektoren liefern würde. Dies geschah eines Tages. Ein konvexer Reflektor kam, in Höhe und Reflektorwinkel verstellbar – machte einen ordentlichen Eindruck. Nun galt es erneut den See in seinem nächtlichen Antlitz aufzusuchen, verschiedene Einstellungen auszuprobieren und ein paar Messwerte zu bekommen. Getestet wurde der neue Reflektor und meiner im Vergleich mit drei Kerosinlampen. Zusammen mit dem Fishery Department Mwanza setzten wir fünf Nächte des Fischens für den Testlauf an. Draußen auf dem See maßen wir das Volumen der ergatterten Fischmenge nach jedem einzigen Netzeinholen. Eine Nacht sackten wir insgesamt 225 Liter ein – genug Fisch um eine durchschnittliche Badewanne, einen BMW Kompakt Tank, und meinen riesigen Travelrucksack bis zum Rand zu füllen! Und für ein deftiges Mittagessen reichte es auch noch. Nach jeder Nacht auf dem See kehrte ich mit einem Eimer voll frischen Dagaa zurück in die Stadt, der an Familie, Freunde und Bekannte verteilt wurde, bevor die heiß ersehnte Dusche wartet. Während ich mich dann für ein paar Stunden auf's Ohr haue, verpasste Mariam, unser Hausmädchen, jedem Fischchen einen kleinen Schnitt in den Bauch und entfernte die Innereien, Kopf und Schwanz blieb dran. Der Fisch, der noch am selben Tag verzehrt werden sollte, wurde gesalzen und anschließend in heißem Öl frittiert. Das zusammen mit Ugali (Maisbrei) wartete auf mich, wenn mich am frühen Nachmittag das erste Mal die Augen öffnete und ich mich zum Mittagessen zu den anderen gesellte. Nicht viel von dem frisch frittierten Fisch erinnert noch an Fischgeschmack, eher an knusprige Chips. Der Dagaa der nicht noch am selben Tag in einem unserer Mägen verschwand, findet sich draußen in einem sonnigen Plätzchen wieder, wo er für spätere Tage konserviert wurde.

Zwei Nächte hintereinander auf dem See hatten fürs Erste unsere Kräfte erschöpft. Tagsüber Erholungsschlaf zu ergattern, war nicht wirklich drin. Also legten wir einen Ruhetag ein. Daraufhin teilte mir der oberste Fishery Officer mit, dass wir von jetzt an das Testen der Reflektoren besser den Fischern überließen und Informationen künftig von ihnen beziehen würden. Damit war unser Testlauf abgeschlossen. In den zwei Nächten

des Testens konnten wir noch lange nicht in Erfahrung bringen, welche Einstellungen des neuen Reflektors den besten Fangerfolg versprachen, geschweige denn, dass wir präzise die Erfolgsquoten der Kerosin- und Solarlampen miteinander hätten vergleichen können – zu viele andere Faktoren wie Mond, Wind, Unterwasserströmungen etc. spielten eine nicht unerhebliche Rolle. Was wir erfuhren: Die Solarbojen mit Reflektor können auf jeden Fall mit den Kerosinlampen mithalten. Seit dem wurden die beiden Bojen regelmäßig ausgeliehen. Bis auf kleinere Verbesserungswünsche zeigten sich die Fischer zufrieden. Sie erzählten mir, dass sie sich jede Nacht darum stritten, wer die Boje mit meinem Reflektor nutzen durfte. Kann ich nicht ganz nachvollziehen, da unsere Messungen zeigten, dass der neue Reflektor etwas mehr Dagaa anlockt, freute mich trotzdem riesig. In das Fischerlampenprojekt flossen die meisten Arbeiten und Gedanken während des Jahres. Neben dem beschriebenen beinhaltete das Projekt die Dokumentation von allem wichtigen und dessen Weiterleitung an Partner wie beispielsweise Trony und Mwanza Würzburg e.V., Vermarktung, Wartung und Reparaturen und Präsenz zeigen. Oftmals kam es vor, dass wir „hohen Besuchern“ die Prestige-Anlage in Luchelele auf Geheiß der Stadtverwaltung zeigten.

Anfang Dezember war es dann soweit: Total gut die alten Gesichter wieder zu sehen! Das ist es gerade, was für mich die DTP ausmacht: nach Auswahl, Sprachkurs, Vorbereitungsseminar und dann dem Zwischenseminar kennt man sich untereinander und richtige Freundschaften bahnten sich an. Das ist meiner Meinung nach der relativ kleinen Gruppenstärke von insgesamt 16 Weib- und Männlein zu verdanken. Zusammen stellten wir unseren eigenen Seminarplan auf, nach unseren eigenen Interessen und Bedürfnissen und hatten einfach eine schöne, gemeinsame Zeit.

Nicht mit einem einzelnen Gedanken bereue ich damals die lange Reise angetreten zu sein. Rückblickend hatte ich ein wunderschönes Jahr, geprägt von tansanischer Kultur, erfüllender Arbeit, Reisen und viel Gelächter. Ich habe mich besser kennen gelernt, welche Situationen, welche Gefühle in mir hervorrufen, Stärken und Schwächen. Zudem kann ich glaube ich nun besser einschätzen wie ich auf andere Menschen wirke. Und vor allem, habe ich für mich herausgefunden, was mich glücklich macht und mir wichtig ist.

Ich bin sehr dankbar dafür, dass ich mein Tansania-Jahr so erleben durfte wie ich es tat. Großen Dank gebührt an dieser Stelle auf jeden Fall der DTP, Jonas, für seinen unermüdlichen Einsatz für uns Freiwillige, allen DTPlern dessen Arbeit in das Programm mit einfließt und last but not least Tanja für ihre aufopferische Hingabe für die DTP. Stünde ich erneut vor der Wahl mit der DTP ein Jahr lang nach Tansania zu gehen, würde ich nicht lang fackeln.

Christoph [REDACTED]

2012/13 in Mwanza, Tansania